

Werk

Titel: Ostindien auf der internationalen Ausstellung von 1871

Autor: Friedel, Ernst

Ort: Berlin

Jahr: 1872

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?391365657_1872_0007 | LOG_0075

Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

✉ info@digizeitschriften.de

deren Resultate in ihre verschiedenen Fächer vertheilt, die darauf bezüglichen Werke veröffentlicht, oder auf der Karte genau die Grenzen des noch Unbekannten markirt, um die fernere Bahn der Entdeckung anzudeuten. Der rastlose Drang nach Vollerem zu streben, ist (ihrer Aufgabe als Pionirwissenschaft gemäss) das charakteristische Kennzeichen der Geographie und ebenso andererseits die sorgsame Durchforschung des Details in den zur Vergleichung angesammelten Thatsachen, auf denen die heutige Forschungsmethode als ihrer festen Basis, die dem Aufbau Sicherheit gewährt, vertrauensvoll ruht.

XIX.

Ostindien auf der internationalen Ausstellung von 1871.

(Zur Kulturgeographie des Orients).

Vom Kreisrichter Dr. Ernst Friedel.

Das wichtige ethnologische und kulturgeographische Material, welches die grossen periodisch wiederkehrenden Ausstellungen in solcher Fülle darbieten, ist erst verhältnissmässig spärlich für die Bereicherung der Erdkunde verwerthet worden, was um so mehr zu bedauern ist, als dergleichen Gelegenheiten immerhin nur sporadisch vorhanden und nur mit grossen Kosten zu benutzen sind, während die mühselig aus allen Theilen der Welt zusammengesleppten Gegenstände schliesslich in einer Weise wieder verstreut und verzettelt werden, so dass die grössten Merkwürdigkeiten oft für unsere Specialwissenschaft unwiederbringlich verschwinden.

Diese Thatsachen haben mich bei meiner Anwesenheit zu London im Sommer 1871 bewogen, wenigstens einem Theile der grossen internationalen Ausstellung in der Albert Hall und in den dahinter belegenen Horticultural Gardens, welcher mir der lohnendste und merkwürdigste schien, einiges kulturgeographisch Interessante abzugewinnen.

Die unzweckmässige Anordnung und Aufstellung der „International Exhibition“ hat von den englischen Blättern, namentlich der Times herben Tadel erfahren und ist von Dr. Julius Lessing in sehr gediegenen Berichten der National-Zeitung beleuchtet worden; am Wenigsten jedoch treffen die Vorwürfe die Ausstellung aus dem britischen Ostindien und einigen Theilen Hinterindiens. Hier war das Material in so ungeheurer Fülle eingetroffen, dass man es

schlechterdings nur zum winzigsten Theil zwischen den übrigen Nationen unterbringen konnte, dafür vielmehr in aller Eile ein besonderes geräumiges Gebäude aufführen musste. Dieser Umstand gestattete es, die indischen Sachen in Masse bei einander zu sehen und eröffnete somit ein reiches Culturbild von jenem uralten hochcivilisirten Erdstrich, welches keins unserer vorhandenen Museen zu ersetzen vermag.

Indien hat nicht bloß darum für uns ein so hohes ethnologisches und geographisches Interesse, weil wir gewohnt sind, dort unsere Urväter, unsere Ursprache und den Ursprung unserer Kultur zu suchen und weil es eine in seiner Weise eigenartige hohe Blüthe der Bildung und der Kunst (wenigstens des Kunsthandwerks) erlangt hat, sondern auch deshalb, weil es bis heutigen Tages ein so auffallendes und ungleiches Völkergemisch bewahrt. Die verschiedensten Racen und Stämme, Sprachen und Sitten, Religionen und Rechtsanschauungen laufen dort nebeneinander. Neben der überfeinerten, abgelebten Kultur der hohen Kasten finden wir unvermittelt Reste einer früher zahlreichen Urbevölkerung, welche im Zustande von Wilden oder Halbwilden verharren.

So verschiedenartige gesellige und wirthschaftliche Zustände müssen sich auch in den Industrieerzeugnissen ausdrücken, wie sie den Hauptbestandtheil der grossen internationalen Schaustellungen zu bilden pflegen. So auch diesmal in London. Hiervon gibt der Katalog mit 2920 Nummern Auskunft, dessen Anordnung, gegenüber der Schwierigkeit bei einem so vielseitigen, fremdartigen und spröden Material das richtige Eintheilungsprincip zu finden, als eine im Ganzen gelungene bezeichnet werden muss, ein Zugeständniss, das man den übrigen Specialkatalogen der Ausstellung nicht gemacht hat. *) Die Eintheilung des Katalogs mag daher diesem Essay in den Hauptzügen zu Grunde gelegt, auch um Missverständnissen vorzubeugen, dessen (englische) Rechtschreibung im Wesentlichen beibehalten bleiben.

Indien hatte sich angestrengt, um würdig vertreten zu werden. Das Central-Comité dirigirten Sir Richard Temple, der Maharadjah von Jeypore, der M. von Vizianagram, der Rajah Sattyanund Ghosal Bahadoor, Moonshee Ameer Ali Khan Bahadoor, etc. Daneben Localcomités zu Madras, Bombay, Calcutta, in Oude, im Punjab, Sind, Rajpootana, Central-Indien, in den Berars, in Mysore, Hyderabad (Deccan) und British Burmah (Rangoon) überall unter Zuziehung angesehenen Eingeborener.

*) London International Exhibition. Indian Department. Catalogue of the Collections forwarded from India. 2d edit. London 1871. 182 S. 8.

Class I. — Paintings, Drawings and Enamels.

Unter den zahlreichen Bildern, Zeichnungen und Emailen heben wir, da diese Gegenstände in den ethnographischen Museen (auch in Berlin) noch am ersten vertreten zu sein pflegen, nur kurz Folgendes hervor. Eine grosse Sammlung von gewöhnlichen buddhistischen Heiligenbildern aus den Bajasars in Calcutta für das ärmere Volk, zeigt, dass dasselbe gerade wie bei uns in katholischen Ländern seine Zimmerwände mit grob ausgeführten Darstellungen religiösen Inhalts auszuschnücken liebt. — Ein Künstler Ismael Khan zu Delhi versteht es trefflich, Portraits zu copiren und auf Elfenbeinplatten wiederzugeben, welche von wilden Elephanten in den Thälern von Nepal herkommen. Die Deckgläser kommen von Aleppo und werden in Delhi zugeschliffen und polirt. Sehr originell sind die fein lackirten und gemalten Gefässe aus Bambussplissen von Pagan (Ober-Burmah). Generalmajor Fytche im amtlichen Bericht seiner Mission an den Hof von Mandalay im Jahre 1867 beschreibt die Herstellung folgendermassen: „Zunächst wird ein Gefäss von der erwünschten Form aus schönem Bambusgeflecht in Thitsee (Baumöl) getaucht, für mehrere Tage vergraben und diese Procedur noch zweimal wiederholt bis eine gute Lackbekleidung hergestellt ist. Hierauf wird das Muster gezeichnet, welches, wir wollen sagen in Roth, hergestellt werden soll. Das rothe Pigment wird dann über das Ganze gerieben, frisst aber nur da ein, wo das Muster eingetragen ist. Nach einigen Tagen wird das Roth abgewischt und bleibt nun nur auf dem Muster haften, dann werden ähnlich die Linien gezogen, welche man z. B. in Gelb haben will und derselbe Process wie beim Roth und bei allen Farben, die man sonst noch wünscht, vorgenommen. Das Gefäss kommt dann auf eine Drehbank und wird mit feiner Holzkohle polirt. Das Muster wird aus freier Hand mit einem kleinen eisernen Griffel gezogen.“ —

Class II. — Sculpture, Modelling, Carving, and Chasing in different Metals.

Hier vermag sich das indische Kunsthandwerk in seinem Elemente — Gold, Silber und Edelstein — und in seiner ganzen Pracht und Glorie zu zeigen.

Bei dieser, sowie bei den folgenden Klassen haben wir zur Würdigung und Vergleichung die von uns anderweit besuchten ethnographischen Museen zu Hamburg, Kopenhagen, Berlin, München, Amsterdam, Leyden, London, sowie die Gewerbemuseen zu Berlin, London und im Krystallpalast zu Sydenham herangezogen.

Einen ebenso originellen wie ächt indischen Schmuck bilden die Gegenstände, welche aus wirklichen Tigerklauen her-

gestellt sind und welche man so zu schaben und poliren versteht, dass sie einen schönen Glanz und eine schwache Durchsichtigkeit gewinnen. Auf der Pariser Ausstellung von 1867 erregte ein zierlicher Schmuck bestehend aus 10 in Gold gefassten Tigerklauen grosse Aufmerksamkeit. Derselbe wurde für den beträchtlichen Preis von 24 Pfd. St. für das South-Kensington-Museum angekauft, während die diesmalige Ausstellung dergleichen Tigerklauen zu Broschen, Ohringen, Stirnaufsätzen, Halsbändern (mit Edelsteinen besetzt), verarbeitet, aus Calcutta producirt. — Eine grausige Ironie hierzu bilden künstliche Tigerklauen aus hartem Stahl (Bag-nuk oder Bag-nugga) genannt, welche mit Ringen an den fünf Fingern befestigt werden und eine ebenso heimliche wie fürchterliche Waffe im Nahkampf bilden. (Von Gwalior, durch den Maharadjah von Scindia ausgestellt, auch im Kensington-Museum vorhanden.)

Diese und andere Apparate bezeugen, wie erfinderisch und ausschweifend die Phantasie des Indiers in Bezug auf Mordwerkzeuge ist. Die seltsamsten Materialien, die seltsamsten Formen weiss er diesem Zwecke dienstbar zu machen. So hebe ich den „Maroo“ hervor, einen seltsamen doppelspitzigen Dolch aus zwei scharfen Antilopenhörnern; da, wo dieselben verbunden sind, werden sie von der Hand geführt, die hier durch einen kleinen Schild geschützt wird. (Gwalior.) Aus der prächtigen, dem Kensington-Museum leihweise einverleibten Taylerschen Sammlung befinden sich dort drei „Singhouts“, die ganz ähnlich montirt sind. Die eine Singhouta ist aus zwei Antilopenhörnern gebildet, welche mit Stahlspitzen bewehrt und in der Mitte mit kleinen Metallschilden (Handtellern) versehen sind. Die zweite besteht aus zwei dergl. Hörnern, welche mit der Basis nicht unmittelbar an einander gefügt sind, sondern durch zwei Metallstreben so weit an einander genähert werden, dass die Hand die letztern bequem als Griffe erfassen kann. Bei der dritten sind die blossen Hörner mit der Basis einfach aneinander befestigt. Die Waffe ist gegen 4 Fuss lang und kann wie ein Speer geführt werden. Die seltsamsten Waffen, welche Indien erfunden und welche ohne eine Zeichnung kaum verständlich sind, werden durch einen Typus des Dolches repräsentirt, welcher in der Ausstellung wie im Kensington-Museum in mehreren schönen Exemplaren vertreten ist, und „Katar“ oder „Kuthar“ genannt und namentlich in Gwalior verfertigt wird. Wenn wir irgend ein europäisches Werkzeug zum Stossen oder Stechen — einen Dolch, eine Ahle, ein Messer, einen Pfriem, einen Degen, ein Schwert betrachten, so gewahren wir, dass Klinge und Griff eine Linie bilden, dass man die Klinge gewissermassen als die einfache Verlängerung des Griffes ansehen kann. Nicht so der Kutar, bei dem, so unglücklich es an sich scheint, der Griff senkrecht gegen die

Längsaxe der Klinge steht. — Ein Instrument haben wir, bei dem dasselbe der Fall ist, den Bohrer, allein der Bohrer wird ganz anders als der Dolch und das Messer gehandhabt, er dient eben zum Bohren, nicht zum Stechen. Die eigenthümliche Construction des Kutar erheischt es im Interesse der Festigkeit des Instruments und der Sicherheit des Stosses, dass das Blatt der Klinge an der Basis ungewöhnlich breit sei. Die Klinge bildet also im Wesentlichen ein gleichschenkliches Dreieck, dessen Basis etwa ein Drittel der Länge jedes der beiden Schenkel, mitunter sogar nahezu die Hälfte misst, Verhältnisse wie man sie bei gewissen, namentlich in Scandinavien gefundenen Broncedolchen annähernd nachweisen kann. — Da man, wenn der senkrechte Griff an der Basis unmittelbar angebracht würde, die Klinge gar nicht oder nur ungeschickt und mit der Gefahr sich an den beiden Scheiden zu verwunden gehandhabt werden könnte, so ist man auf folgendes Auskunftsmittel verfallen. An jedem der beiden Endpunkte der Klängenbasis sind zwei Metallstäbe angebracht, welche der Längsaxe (d. h. dem Loth, welches von der Spitze des gleichschenklichen Dreiecks gefällt gerade die Mitte der Klängenbasis trifft) — und folgeweise gleichzeitig einander parallel gehen. Die Länge dieser Stäbe ist verschieden, mitunter bedeutender als die der Klinge, mitunter etwas geringer. Diese beiden Parallelstäbe sind nun in einer bequemen Entfernung von der Klängen-Basis mit rechtwinklich auf ihnen stehenden Querstäbchen (gewöhnlich zwei) verbunden. Diese Querstäbe stehen, wie aus dem Vorangeschickten von selbst folgt, gleich dem Griff des Bohrers d. h. senkrecht gegen die Klinge. Die Entfernung der Längsstäbe ist so, dass man bequem die Faust, diejenige der Querstäbchen so eingerichtet, dass man bequem die Finger dazwischen schieben kann — freilich nicht europäische Hände, welche durchschnittlich grösser als indische sind. Die langen Querstäbe geben dem Stoss mehr Direction, verhindern das Drehen der Klinge und decken zugleich etwas das Gelenk und den Vorderarm.

Nicht hiermit begnügt ist das Princip des Kutar von den Indiern auch auf grössere blanke Waffen ausgedehnt worden, welche man als Stossschwerter bezeichnen muss. Wie es nämlich unter den grossen geraden Schwertern des Mittelalters (namentlich den schweizerischen, deutschen und englischen) ganze Suiten gibt, die an der Spitze breite gerade oder rundliche Flächen haben, folglich offenbar nur auf den Hieb und nicht auf den Stoss berechnet waren, so hat die menschliche Erfindung, und zwar auch hier auf einer bestimmten, nachzuweisenden ethnologischen Grundlage, in gewissen Gegenden auf Production ausschliesslich von Stossschwertern und Stossdegen Bedacht genommen. Hierhin gehören, abgesehen von den Stossrappieren der Spanier und Italiener, die grossen wuchtigen

Bronzeschwerter, die in den Gräbern des Nordens, namentlich Dänemarks, gefunden werden. Worsaae's Abbildungen fra det Kongelige Museum for Nordiske Oldsager Fig. 91, 103 und 104 zeigen dergleichen Schwerter, welche mir der gelehrte Verfasser in die Hand gegeben und bei deren Handhabung ich mich überzeugt habe, dass sie zum Hieb ebenso ungeschickt wie zum Stich wohl tauglich sind. Diesen Stossschwertern kann man, von der Verschiedenheit des Griffs abgesehen, jene merkwürdigen indischen Waffen ihrer Anwendung und Wirkung nach vergleichen. — Mitunter findet sich am Griff der kurzen wie langen Kutars eine hohle eiserne Faust mit dergleichen Stulp angebracht, um die Hand zu schützen.

Ueberhaupt sind die noch jetzt in Indien gefertigten Schutzwaffen, namentlich die Schuppenpanzer und Ringelhemden, von vorzüglicher Schönheit und übertreffen bei Weitem ähnliche Fabrikate der Circassier, Kurden, Japanesen und Sudänvölker durch die Sauberkeit und Pracht, sowie gleichzeitig Solidität der von edlen Metallen strahlenden Rüstungen. Man glaubt sich hier in die heroischste Zeit des Mittelalters, in jene Periode der Kreuzzüge versetzt, wo das edelste und stolzeste Blut Frankreichs, Englands und Deutschlands mit den ritterlichsten Stämmen der Sarrazenen im Zweikampf stritt und jeder Theil den Gegner auch in der Pracht der Rüstung, in der Güte des Schwertes zu überwinden trachtete. So findet man hier wie im Kensington Museum Streithämmer (Tubur) in Form eines stählernen Stierkopfs, dessen Nüstern den eigentlichen Hammer, die Ohren und Hörner scharfe Hervorragungen bilden, Schilde, runde, von Sonthal mit einem Haken und einer am Nabel festgeschmiedeten Dolchklinge, so dass der Schild gleichzeitig als Trutzwaffe dient. Ferner Schwerter mit Damascenerklinge (Tulwar) aus Seal-kote (Punjab); Ancus, kurze Spiesse für die Treiber der Elephanten (Kornaks) mit reicher Gold- und Edelsteinverzierung, Stäbe mit grossen ausgeschnittenen Griffen, auf welchen man den Arm ruhen kann und die gleichzeitig Dolchklingen enthalten (von Kutch, Scinde). — Ethnologisch eigenthümlich sind die burmesischen Schwerter, welche in dem flachen Bogen der Klinge den Säbelschwertern der Japaner, sowie auch darin ähneln, dass der Griff die Fortsetzung des Bogens (Kreisabschnitts) bildet, den die Klinge beschreibt, während bei europäischen Säbeln der Griff gerade umgekehrt gebogen ist, so dass man mit einiger Uebertreibung die burmesischen und japanischen Säbel mit einem lateinischen C, die europäischen mit einem lateinischen S vergleichen kann. Nur darin weicht der Burmese ab, dass er das beim Japanesen übliche kleine rundliche, aus Kupfer oder Bronze hergestellte Stiehblatt nicht anwendet. Aus Rangoon hatte das Localcomité dgl. Schwerter (Dah) mit Silberscheide und Elfenbeingriff ausgestellt.

Spezieller heben wir als ethnographisch bedeutsam noch hervor die Tirrah (Ringelpanzer aus Eisen) von Gwalior, die Messingschilder mit Buckeln von Vizianagram (Madras), die Jamdad, Dolche mit Stahlstichblättern ebendaher, sowie die Gada (Stahlkeulen) von Nellemasla (Madras), vor Allem aber die herrlichen Waffen von Sealkote und Goojerat (Punjab) in Koofhgari-Arbeit. Dieselbe wird in den genannten Orten, am besten in Sealkote, hergestellt. Früher diente das Koofhgari hauptsächlich zum Schmuck der Waffen, jetzt erstreckt es sich auf Armbänder, Broschen, Ohringe und sonstige fancy articles. Das Muster wird mit einer Stahlsonde auf die Metallfläche gezeichnet, diese über Holzkohle erhitzt und Golddraht in die Vertiefungen gehämmert, worauf das Ganze gereinigt und polirt wird. In dieser Arbeit waren Schilde, Schwerter, Dolche (Kutars), Schwertgriffe, Wehrgehänge, „Peschkubz“ (Dolchmesser), Tulwars (Damasschwerter), Helme, stählerne Bogen (von Lahore), Kuttee Tellae (Schwert von Gwalior), Sippur Tillae (Schild ebendaher), Bundook Tillae (Luntenflinte), Bhalla Tillae (langer Speer), Burchee Tillae (kurzer Speer), Tope Tillae (Helm), Dustaree Tillae (Panzerhandschuh), Pesch Kubz (Dolchmesser), Jumbia (arabischer Dolch), Bichwa (Dolch), Ancus (Elephantentreiberspiess), sämmtlich von Gwalior, Kettenpanzer mit gepolsterter Unterkleidung von Kutch, Scinde, endlich eine complete Rüstung (Brustplatte, Bein- und Armschienen, Helm) von Sealkote, wie deren ähnliche die Sikh-Reiter in den Kriegen gegen die Engländer trugen, vorhanden.

Nicht minder beredtes Zeugniß für die indische Schmiedekunst legen die friedlichen Zwecken dienenden Metallarbeiten ab.

Die Goldschmiede des westlichen Indiens sind entweder Marwarree, Gujerathi, Kutchi oder Dekkani von Geburt und stellen den Schmuck her, den die Kasten und gemeinen Leute ihres Distrikts tragen. Die übliche Praxis ist, dass man das Gold selbst liefert und je nach der Complicirtheit der Arbeit bezahlt, während die Schmiede ihre von Geschlecht auf Geschlecht überlieferten Handwerksgeheimnisse mit grosser Verschwiegenheit und Zähigkeit bewahren. Hierher gehören die Ketuck und Ketuck-Naag (weiblicher Kopfschmuck) von Sawunt Warree, Bombay; die Jalabadi (Kopfschmuck), die Condapuchi (Kopfschmuck, schwarz und golden) und die Condacupi (Halsbänder aus sieben Schnüren von Goldperlen) von Saravana Mutu, Madras. Eigenthümlich sind die Goldgefässe von Mandaley (Burmah), die erst roh in der verlangten Form ausgehämmert und dann mit geschmolzenem Stocklack gefüllt werden. Sobald der Lack abgekühlt ist, werden die gewünschten Muster mit meisselförmigen Patrizen eingehämmert. Ganz ähnliche Arbeiten werden dort auch in Silber hergestellt, in welchem Metall

in der westlichen Präsidentschaft sich die Kutchis auszeichnen. Nachahmer werden zu Ahmednuggur, Poonah und Nassick (vgl. Catalog S. 17) gefunden.

Die vorzüglichste Schmelzarbeit (enamelled work) von Indien wird im Staat Jeypore erzeugt und die Technik mit äusserster Heimlichkeit als ein werthvolles Familiengut überliefert. Wie hoch diese Arbeiten gelten, erhellt daraus, dass sie sämmtlich Eigenthum des Staats werden, der dafür äusserst liberal bezahlt. An Schmelzarbeit ist hervorzuheben ein „Utterdan“ Riechfläschchen, silbern und vergoldet, von Aurungabad, Dekkan, Armband und Gürtel mit Türkisen, von Yarkand, Punjab, Armبänder, Ankus und Bajpootana-Schwert von Jeypore.

An Arbeiten in Messing, Bronze und unedlen Metallen waren von Nagpore Gond-Sachen eingesendet. Die Gonds sind ein Stamm, welcher die Wälder und Hügel bewohnt. „They are said to be an aboriginal tribe and to have occupied this part of India before the Aryan inroads.“ (Nagpore Committee.) Sie sind ehrliche, arbeitsame Leute. Sie halten sich von den Hindus abseits. Die zierlichen Arm-, Bein-, Knöchel- und Handgelenk-Ringe würden europäische Damen in Erstaunen versetzen. Eine ältliche Gond-Frau aus den arbeitenden Kasten liess jüngst das Gewicht ihrer Schmucksachen feststellen, dasselbe betrug über 30 Pfund. Das Schwimmen mit dergl. Zierrathen erscheint fast unmöglich.

„Bider-Work.“ — Die Localberichte stellen die Herstellung dieser eigenthümlichen Verbindung der Metallarbeit mit der Töpferei folgendermassen dar. Nachdem eine Form aus Kuhdung und Thon mit einer Zinnmischung (pewter) bekleidet ist, wird Silber in Blattform aufgetragen und in die vorher eingeritzten Theile gehämmert; in den Rand wird Silberdraht eingelegt. Hooka Gefässe und Chillum (the pipe port of the Hooka) werden hauptsächlich auf diese Weise decorirt. Die Arbeiter beklagen sich, dass sie heutigen Tages wenig Ermuthigung für diese Beschäftigung mehr finden. Die ächte Bider-Arbeit (Bider, Dekkan) ist der in Surat sehr überlegen, wo man wegen des theuren Lebens die Concurrrenz mit dem wohlfeileren Bider nicht wohl bestehen kann. Krüge, Wasser- und Betel-Schalen, Seifnäpfchen etc. werden in dieser Weise hergestellt.

Vorzügliches wird in eingelegter Arbeit auf den Markt gebracht. Diese Arbeit wurde nach Framjee Heerjeebhoy und anderen Künstlern dieses Zweiges in Bombay von Persien durch Scinde eingeführt, und es scheint nach Feststellungen von Dr. Birdwood bei einer frühern Gelegenheit, dass Schiraz als der Ursprungsort angegeben wurde. Drei Mooltanees, Devidas und Vulleeram, Brüder, und Pershotum Heeralal, waren, scheint es, die Ersten, die sich vor etwa hundert Jahren in Scinde niederliessen, wo Kuntaree und Soortee

Leute die Kunst unter ihnen erlernten und vor etwa sechszig Jahren nach Bombay brachten, von wo aus sie sich über Surat, Baroda und andere Plätze verbreitete. Das Handwerk ist jetzt rein nachahmend, indem neue geometrische Combinationen selten erdacht werden und die Künstler zufrieden sind, wenn sie nur einfach die von Persien her überlieferten Formen copiren. Eine Zahl von Parsees und Sortees ist seitdem von ihnen unterrichtet worden. Dr. Birdwood giebt eine Liste von funfzig Läden, welche jetzt das Geschäft in Bombay betreiben und etwa 120 Leute beschäftigen. (Vgl. Cat. S. 35.) Die Arbeit wird aus folgenden Stoffen geliefert: Elfenbein, das immer weiss; Samber Horn (Sawursing), welches immer grün ist; die Farbe des letztern wird hervorgebracht, indem man es in Verdigris, aufgelöst in Limonensaft, Toddy oder Essig einweicht; Sandelholz wird in seiner natürlichen Farbe gebraucht; Ebenholz ebenso; Pattung — Sappan Holz — nach Dr. Birdwood das Holz von *Caesalpinia Sappan*. Dies Holz ist von tiefer Sienna Farbe und scheint den persischen Künstlern unbekannt gewesen zu sein, da Vermilion substituirt ist. — Als Mineral bedient man sich für diese Arbeiten des Zinnes (die Perser gebrauchen Messing) in Nachahmung von Silber. Es wird in runden Stücken gekauft und geht durch eine Walze (Rät), deren unteres Rad ausgezackt, das obere eben ist. Aus derselben kommt das Zinn in dreieckiger Form hervor. Aehnliche geometrische Figuren: Rechtecke, Quadrate, Rhomben etc. erhalten auch die übrigen Materialien. Segmentale Formen werden mit unter dem Elfenbein, Sandelholz und dem Ebenholz gegeben, um runde Muster herzustellen. Das angewendete Zinn ist bisweilen rund, wenn es als Rand gebraucht wird, und heisst dann Ekdani, was „eine Linie“ bedeutet. Es bildet dann eine Folge von runden Tröpfchen. Das Sandelholz wird niemals zu Randstücken verwendet, sondern zu grossen Mustern benutzt; die Materialien werden zusammengeleimt in verschiedene geometrische Figuren, Kreise, Sechsecke, Quadrate, Rhomben und Dreiecke; der allen übrigen und selbst den europäischen Sorten bei Weitem wegen seiner vorzüglichen Haltbarkeit vorgezogene Leim ist Ahmedabad-Leim und wird in Branntwein oder Weingeist aufgelöst. Die Länge der an einander geleimten Stücken beträgt gemeinlich zwei Fuss und diese werden in Trennstücke zerlegt mit zarten Sägen, deren Breite zwischen dem 15. und 20. Theil eines Zolls beträgt. Die Trennstücke werden auf Sandelholz von ungefähr einem Viertelzoll Dicke geleimt und wird letzteres auf Schwarzholz (Sissoo), Teakholz (Saag) oder Tannenholz (Deodar) befestigt. Nicht selten wird die ganze Schachtel etc. aus Sandelholz gefertigt, was indessen den Preis wesentlich erhöht. Einige der Zeichnungen sind bekannt unter dem Namen:

Mhotee-Kutkee-no-gool. — Eine Zusammensetzung von verhältnissmässig grossen Sechsecken. Das Praefix Kutkee wird der Arbeit beigelegt, wenn Sandelholz und Ebenholz angewendet sind. Tun Dhar-no-gool (Dreieck). Adhee Dhar-no-goll (Rhombus). Gool (rund). Chorus-gool (viereckig oder zusammengesetztes Muster.) — Poro Hansio, Jafran Marapech, Sankro Hansio, Lehero, Jeri, Ekdani und Baelmootana sind die Namen verschiedener Arten von Rändern.

Ein billiges weisses unter dem Namen Dooblo bekanntes Holz ist eine Zeit lang als Substitut von Elfenbein verwendet, dann aber wegen seiner Unzweckmässigkeit wieder aufgegeben worden; bei dem eingelegten Holzwerk von Ceylon wird es übrigens noch verwendet.

Alle diese Materialien und Werkzeuge hatte die Regierung von Bombay ausgestellt, nebst vielen reichen Kunsterzeugnissen, als: Shawl-, Arbeits-, Oblaten-, Schreibzeug-, Karten-Kästchen, Schachbrettern u. dergl.

Auch in musivischer Arbeit (Marmormosaiken) versucht sich das moderne Indien und fertigt gothische Säulen aus Granit und Capitälern in Coimbatore-Marmor, wie die ausgelegten Specimina beweisen, trotz einem europäischen Meister an. Die zierlich zugehauenen Säulen werden von gewöhnlichen Steinmetzen an der New-Central-Station, Madras Railway, angefertigt, wobei die Arbeiter 1 s. 2 d. Tagelohn erhalten und die Gesamtkosten sich wie folgt stellen:

Rohe Zurichtung einer ganzen Steinsäule	11 R.	4 A.	8 P.
Feine Zurichtung	38	11	6
Poliren eines Schafts	18	—	—
Transport und Kosten des Marmors	19	1	6
Zusammenstellung, Aufrichtung und Verband			
der ganzen Säule	5	9	6
Total c. 59 Thlr. = Rupien	92 R.	11 A.	2 P.

In den Schnitzarbeiten in Seifenstein wird den Chinesen der Vorzug zu geben sein, welche hierin mehr als die Indier und vielleicht mehr als überhaupt ein anderes Volk leisten.

Dagegen sind die Arbeiten in harten Steinen, Jade, Achat, Blutstein, Bergkrystall unvergleichlich. Als originell fielen mir Bachkiesel auf, die geschnitten, polirt und zu Broschen verarbeitet waren. Selbst zu Waffen (Pfeilspitzen etc.) finden sich die Halbedelsteine verwendet. So liegt eine prachtvolle durchscheinende Lanzenpitze aus Sard in der mineralogischen Abtheilung des britischen Museums. Dieser echte, wahre Sard der Alten (Sardonyx), von den Sardern Kleinasiens zuerst gefunden, ist ein schöner unkrystallisirter Quarz Indiens, der unsern Carneolen, Acha-

ten und namentlich Chalcedonen ähnlich, aber härter und schöner an Farbe ist, bei den Alten in weit höherem Werthe stand und den antiken Steinschneidern nächst den Chalcedonen das Hauptmaterial zu den alten geschnittenen Steinen (Cameen und Gemmen) lieferte. Die Herren J. Tennant und Beresford Hope haben im Kensington Museum (vgl. den betr. Catalog vom Mai 1871 S. 16) leihweise eine kostbare Sammlung herrlicher geschnittener indischer Edelsteine aufgestellt, unter welchen das Katzenauge von Kandy, früher dem König von Kandy gehörig, sich besonders auszeichnet. Dieser edle Schillerquarz ist mit parallelen Amianthfasern durchzogen, welche bei convexer Schleifung des Steins den Eindruck einer Pupille hervorrufen. Das bezeichnete Exemplar von Ceylon, welches überhaupt treffliche Schillerquarze liefert, soll das grösste bekannte sein. Dazu kommen herrliche Schriffe aus Carneolen, Mokkastei-
nen, Onyxen, Heliotropen und anderen edlen Quarzen Indiens.

Ebenso vortrefflich sind und halten den Vergleich mit den besten fremden Leistungen aus die Schnitzarbeiten in Schwarzholz, Ebenholz, Horn, Sandelholz, Elfenbein u. s. w.

Als Sonderbarkeit verdienen die seltsamen Schilde aus Nashornhaut Erwähnung, welche mit Malerei und vergoldeten Buckeln geschmückt von Kutch kommen. Bis vor wenigen Jahren wurden sie in Bombay fabricirt, wo die Araber und europäischen Residenten die Hauptabnehmer waren. Da die Nachfrage jedoch beschränkt geworden ist, hat die Einfuhr der Häute nachgelassen, und die wenigen übrig gebliebenen muhamedanischen Arbeiter haben, unter Ueberwindung ihrer religiösen Skrupel, sich darauf gelegt, religiöse Hindubilder auf Glas zu malen, die von 8 Annas (1 shilling) bis zu einer Rupie (2 sh.) das Stück verkauft werden und 8 oder 10 Geviertzoll messen.

Eine grosse Anzahl von Thonfiguren beweisen, wie der Indier, wenn er will, von der conventionellen Steifheit des religiösen Stils sich sehr wohl losmachen, und namentlich Gegenstände und Personen der niederen Verhältnisse mit Lebenstreue und einem gewissen wohlanstehenden Humor darzustellen weiss. Ausserdem liefern diese Volkstrachten etc. schätzenswerthe ethnographische und kulturgeographische Auskunft über verschiedene Stämme und Bevölkerungsklassen in der anschaulichsten Weise. Mit Recht werden jetzt dergl. Imitationen, namentlich wenn sie von den Künstlern des betreffenden Volks selbst herrühren, in den anthropologischen und ethnologischen Sammlungen vielfach aufgestellt.

Class III. and IV. — Engravings, Photographs etc.

Die Abtheilung der Zeichnungen, Photographien, Lithographien, Photozinkographien etc. ist zwar im Grossen eine Ausstellung euro-

päischer Industrie, indessen versuchen sich auch, gerade wie in Japan, einzelne Eingeborene zumal in der Photographie, und jedenfalls beanspruchte auch diese Abtheilung der indischen Ausstellung ein hohes Interesse, da sie eine Menge von Ansichten und Landschaften bot, die wenig bisher bekannt geworden sind. Welchen Werth aber zumal für die Geographie die Photographien landschaftlichen Charakters haben, wird immer mehr erkannt, da denn die letzteren gewissermassen auch Landkarten, nämlich in verticaler Projection geben.

Unter den ethnographischen Vorstellungen heben wir nur eine Gruppe von Sind Töpfern hervor, welche auf offenem Felde bei der Arbeit sind, und ihre Fabrikate in einem mit Reisig unterhaltenen Feuer brennen. Der Localbericht giebt dazu folgende Beschreibung: The man on the right is kneading the clay which has been previously prepared in the pit on the right. The centre figure is represented with a lump of unfashioned clay on the wheel. The left-hand figure shows a drain-pipe on the centre of the wheel, which, on being removed, is cut so as to bisect it longitudinally, but not quite divided, and thus the pipe fashioned is easily formed into two pantiles. The background represents the kilns (Trockenplätze). — Ferner Sind Töpfer im Gefängniss zu Kurrachee: „The man in the centre is putting the wheel in motion. When it has acquired sufficient velocity, the stick is thrown aside, and the clay placed on the wheel, fashioned. The left-hand figure is fashioning an earthen pot with a beater held in the right hand. In the left-hand, inside the pot, a rest, represented in the foreground, is held.“

Class V. Embroideries and Cashmere Shawls.

In den Stickereien und Webereien, die mit so geringen Werkzeugen gefertigt werden, steht, nach gewissen Richtungen wenigstens, Indien noch heut unübertroffen da. Es ist wahr, dass gerade in dieser Klasse Vieles auf europäische Bestellung und doch jedenfalls für den europäischen Markt gearbeitet wird, dennoch bot ethnographisch auch diese Abtheilung neben den auf allen Ausstellungen glänzenden gewissermassen herkömmlich gewordenen ächten Cashmere Shawls etc. vieles Merkwürdige an Nationaltrachten.

Eine eigenthümliche Industrie (in Lucknow) beschäftigt sich mit der Herstellung von silber- und golddurchwirkten Kräuzen in gefälligen Mustern, welche von den Eingeborenen bei Festlichkeiten ihren Gästen und Besuchern dargereicht werden. — Dann heben wir die eigenthümlichen aus Seide und Baumwolle gewirkten Loongee hervor, 4 Fuss 2 Zoll lange Stücke mit verzierten Rändern und Enden, die im Punjab als Turban oder Schärpe getragen werden, ferner die Pugree von Burhanpore (Nagpore Committee). Die

Pugree oder das Turbanstück ist das einzige Unterscheidungszeichen der Kaste und Rasse des Trägers. Viele Kasten und Rassen haben eine eigenthümliche Kopfbekleidung. Die Konkani Braminen haben auf ihrem Haupte einen Discus von künstlich gefaltetem rothen Calico, 3 oder 4 Fuss im Durchmesser; der Bhatia hat die Spitze seines Turbans über seinem Vorderkopf aufgedreht wie ein Rhinoceroshorn; der Sikh hat einen enganschliessenden und zierlich gefalteten Turban; der Turban der Fischer ist gewöhnlich aus einem alten Fischnetz gemacht und ein Mahratta Kopfputz erinnert an einen Knäuel verschlungener Schlangen u. s. f.

Ebenso wichtig sind die Sarees (Schärpen) für die Frauen. Die von den Mahratta Frauen getragenen Sarees sind ohne Nähte und in Wahrheit lange Shawls. Sie werden erst um den Leib gewickelt, dann über die linke Schulter geworfen und über die rechte gezogen. Einige Falten bauschen sich vorn, einige hinten. Dieser Saree mit einem kleinen geärmelten Leibchen vollendet den Anzug einer Dame. Je höher ihr Rang, je niedriger hängt der Saree. Frauen der arbeitenden Klassen tragen ihn selten bis über das Knie. Im Nagpore Lande drapirt jede züchtige Hindufrau sich mit einer Falte ihres Saree über ihrem Kopfe, während in Konkan die ehrbaren Frauen das Haupt unbedeckt lassen. Gond-Frauen gehen stets barhäuptig; einige tragen Chignons, alle schmücken sich bei Festlichkeiten das Haar mit Jungle-Blumen. — Die Burmesischen Weiber tragen Tameings, seidene mit Silberdraht durchwirkte Kleider, während ihre Männer sich eines anschliessenden seidenen Rockes „Putsoe“ bedienen, dessen Webung drei bis sechs Monat erfordert und eine eigenthümliche Zusammenstellung von Farben und Zeichnungen darbietet. Nicht weniger als 66 Weberschiffchen wurden bei Herstellung des vom Rangoon-Committee eingesandten Muster-Putsoe's verwendet.

Merkwürdig sind die Kinkob von Ahmedabad (Bombay), Goldgrund, bunt mit rothen und grünen conventionellen Blumen. Kinkob, Hemroo, Luppa und Tas sind alle von gleicher Manufaktur, Gold oder Silber und Seide. Im Kinkob überwiegt Metall, im Hemroo Seide. Ein anderes von den Merkmalen des letztern ist, dass die Zeichnung gewöhnlich eine Boota (Blumenarabeske) ist. Ekowdu Hemroo bedeutet ein einfarbiges, Bewdu Hemroo ein mehrfarbiges Hemroo. In Surat ist es bekannt als „Kumjurno Aleeacha“, was sagen will, dass darin nur eine geringe Quantität Golddraht versponnen ist. — Luppa ist ganz Gold oder Silber, d. h. nur Metall sichtbar. — Tas ist viel dünner, aber in derselben Art hergestellt.

Eigenthümlich sind die Ghagra's, eine Art von Schärpen, welche die Frauen von Malwa, Guzerat, Kattyawar und Kutch tra-

gen, ebenso Purbhoo Mädchen in Bombay, mit einem Bande um den Leib befestigt und bis zu den Knöcheln herabfallend. Diese Ghagra wie die Cholee sind als verhältnissmässig moderne Neuerungen Seitens der Hindu- und Jain-Frauen von den Muhamedanern angenommen. Der Localbericht des Bombay Government sagt dabei: In the South of India it is the popular belief that women were made to bare their breasts to win back the male population from malpractices, but it is a fact that till the Conquest of India by the followers of the Prophet „made up“ apparel was unknown. Auch nach dieser Richtung hin behauptet das Sprichwort „ländlich sittlich“ sein Recht: zur Zeit Ludwigs XIII. bis XV. waren sehr tiefe Entblössungen der weiblichen Brust in den höchsten Regionen vorgeschrieben; noch jetzt gilt bei den festlichen Gelegenheiten (selbst in der Kirche) die ausgeschnittene Tracht bei den Europäerinnen als die feierlichste und conventionell recipirte. In anderen Jahrhunderten galt das Gegentheil. Bei den Javanesinnen wird darauf gehalten, dass von den Brüsten möglichst wenig zu sehen ist; ähnlich verhüllen und verbergen sich die Chinesinnen, denen selbst die gewöhnliche hochhalsige, aber enganschliessende Tracht der Europäerinnen unanständig dünkt. Die Türkinnen und Araberinnen sind in diesem Punkte wieder laxer noch als die Europäerinnen, erachten dagegen die Entblössung des Gesichts nicht für wohlanständig u. s. w.

Prachtvoll ist der Anblick des Dupetah (Schulterkleid, aus Poonah, Gov. of Bombay), aus Seide, Gold und Silberstickerei, eine reiche Combination von Farbe und Zeichnung theilweise durch die Abtönung des Goldes hervorgerufen. Die Arbeit ist gleichwohl sorglos. Die Goldfransen auf breitem Saum sind mehr als gewöhnlich decorirt und das Spiel des Lichts auf dem Silber und Gold im Verein mit den Farben erzeugt höchst wunderbare Effecte und zu Zeiten einen totalen Wechsel der Färbung in dem ganzen Saree.

Basings sind Kopfputze, die von Braut und Bräutigam getragen werden, unveränderlich aus Zinn gemacht, gefärbt und mit falschen Perlen geschmückt sind. Die reichsten Hindus von den Parbhoo abwärts tragen sie nach Vorschrift der Religion. (Cat. S. 90.) Sie sind durch Seide oder Baumwolle auf dem Hinterkopfe verknüpft. Brahminen tragen sie aus Blumen gefertigt, und werden sie dann Mundole genannt. Bei den Reichen ist die Mitte aus Seide, Blumen und Baumwollensträhnen gemacht, wobei die Gehänge auf jeder Seite stets aus Blumen bestehen, namentlich aus der Mogree-Pflanze (*Jasminium Sambac*), welche weiss und roth ist. Die Aermeren schmücken ihre Basings mit buntem Papier.

Class VI. — Designs for decorative Manufactures.

Der Kunstkreis der orientalischen Völker ist ein enger; trotz aller für ein europäisches an den Orient nicht gewöhntes Auge im Anfang berauschenden Phantastik der Formen und Zeichnungen überzeugt dasselbe sich bei aufmerksamem Studium nach einiger Zeit, dass jene bizarren Formen nicht nur ein psychologisch und ethnologisch feststellbares Postulat, sondern auch, dass sie bei Weitem weniger mannigfaltig sind als die Formen und Zeichnungen des freilich mehr nüchternen und mehr reflectirenden Occidents, sowie dass die ganze östliche Kunsttechnik ein aus unvordenklicher Zeit unverrückt und unverändert überliefertes Erbtheil ist. Diese stabile Tradition giebt aber andererseits dem orientalischen Künstler wiederum jene Gewandtheit in der Behandlung des Rohmaterials und jenes unfehlbare Treffen der äussern Form, der Gestalt und des Musters, welche zu Anfang ebenfalls das Erstaunen des europäischen Reisenden erregt. So werden die zierlichsten Arabesken, Figuren geometrischen oder stereometrischen Umrisses von leblosen und lebenden Körpern mit elenden Werkzeugen auf Metall, Horn, Elfenbein, Holz, Stein mit nie fehlendem Augenmaass in der altüberlieferten Form hergestellt.

Dies geht, um ein bizarres und bezeichnendes Beispiel zu wählen, hinunter bis zu den Messingmustern, durch welche man gepulverten Marmor auf die Flure bei festlichen Gelegenheiten (z. B. in Bombay) streut. Diese wundersamen herkömmlichen Muster werden aus freier Hand von den Arbeitern in der Art hergestellt, dass sie die Messingplatte auf ein Brett legen, den Meissel links aufsetzen und nun mit ungemeiner Geschicklichkeit mit dem Hammer in der rechten Hand die Löcher einhauen, durch welche nachher das Steinhohl geschüttet wird, welches die erforderlichen Verzierungen auf dem Fussboden als erhöhte Linien hinterlässt. Das Dewalee- oder Gujerati-Neujahr ist, nach dem Localbericht, die beste Zeit, diese „Kunna-Zeichnungen“ zu sehen, welche aus uralter Zeit überliefert sind und bei vielen Völkern bis zum hohen Norden (z. B. Scandina-
vien, wo man gehackte Tannennadeln verwendet) verwandte Repliken finden.

Class VII. Copies and reproductions of ancient works of art.

Diese Sachen, welche auch ein reiches inschriftliches Material enthalten, geben weniger das moderne als das in Ruinen dastehende oder aus der Erde hervorgegrabene Indien wieder. Die hier in Abgüssen vorhandenen Inschriften haben denselben steifen conventionalen Lapidarstil, wie man ihn mutatis mutandis in den Pharaonen-

gräbern, in Nimrud, in Khorsabad u. s. w. findet, reich an schwulstigen Titeln, arm an Inhalt, seltsam contrastirend zu den steinernen Inschriften des Nordens, den alten Runensteinen, welche ihre Könige und Helden in simplen und knappen Worten feiern.

Als eines der merkwürdigsten in diese VII. Klasse gehörigen Specimens altindischer Kunst und religiöser Vorstellung führen wir hier den gewaltigen steinernen Abdruck des Fusses von Gaudma an, der in der ethnographischen Abtheilung des britischen Museums aufgestellt und keine Nachbildung, sondern ein von englischen Offizieren hergeschafftes Original ist. Der Stein ist circa 5 $\frac{1}{2}$ ' lang und 3 $\frac{1}{2}$ ' breit, Gaudma also auf grösserem Fuss gegangen als unsere nordischen Riesen und Hünen, welche uns dergl. Fuss- (neben Faust- und Finger-) Spuren in den grossen Geschiebblöcken zurückgelassen haben, von denen sich in der Nähe Berlins mehrere merkwürdige Beispiele finden. Die symbolische, in mehrere Felder zerfallende Zeichnung der Fusssohle Gaudma's ist sehr complicirt; in der Hackengegend bemerkt man den Eindruck von fünf grossen spitzigen wendeltreppenartigen schlanken Seeschnecken (*Terebra?*).

Class VIII. Pottery.

„Die Geschichte der Töpferei ist die Geschichte der Menschheit“, wie in einem gewissen Sinne richtig der gelehrte Wilson in seinen „Prehistoric Times“ ausführt. Denn bis in das ältere Alluvium, ja bis ins Diluvium hinein scheint es, dass man die Spuren der Bearbeitung des plastischen Thons zurück verfolgen könne*), dessen Behandlung gegenwärtig zu einer fast unübersehbar mannigfachen geworden ist, so dass eine vollständige culturgeographische Beschreibung der Töpferei ein Jahre langes Studium und die Abfassung von ganzen Druckfolianten erfordern müsste. Für die Behandlung des indischen Zweiges derselben lieferte die Ausstellung ein reiches Material von den rohen Geräthen der Kulis hinauf bis zu den feinsten Geschirren der Radjahs und Nabobs; zugleich war mit Recht der Begriff der Thonwaare über den Kreis des Geschirrs, auf welchen man ihn gewöhnlich beschränkt, erweitert und auch auf die architektonische Seite ausgedehnt, so dass nicht minder Bauornamente, Ziegel- und Mauersteine von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten ausgestellt waren, wie denn auch die occidentale Bauornamentik in der Form, Qualität und Grösse der Mauersteine,

*) Wenn unter den Diluvialsteinwerkzeugen des Sommethals bis jetzt keine Scherben gefunden sind, so muss erwogen werden, dass dieselben alle mehr oder minder vom Wasser gerieben erscheinen, wahrscheinlich also die primitive Töpferwaare, die bis in die Eisenzeit hinein auffallend bröcklich ist, in der Drift zermalmt worden sein mag.

der Feststellung des Schwindemaasses etc., nicht blos zwischen den verschiedenen Ländern, sondern selbst innerhalb eines und desselben Landes aus verschiedenen Zeitperioden ein merkwürdig verschiedenes Bild gewährt.

Leider ist die indische Töpferwaare grossen Theils so bröcklich, dass eine Menge der Ausstellungsgegenstände, namentlich wenn der Weg via Suez gewählt wird, wo bekanntlich Frachtgüter äusserst roh behandelt werden, regelmässig (so auch dies malwieder) zerbrochen anlangt.

Den Archäologen und Ethnologen interessirt es noch jetzt, auf ordinärer Töpferwaare von Delhi (roth, ziemlich fest gebrannt) jene alterthümlichen Verzierungen angebracht zu sehen, welche aus einfachen geometrischen Linien, im Zickzack, in der Spirale u. s. f. bestehen und sich auf unsern nordischen Todtenurnen und Kochgeschirren der Stein- und Bronzezeit ebenso gut zeigen, wie man sie auf den Gefässen, welche man in Canada, Mexico, Yucatan, Ecuador, Bolivia, Chile und anderen Ländern Amerikas regelmässig wiederfindet, so dass es wohl bedenklich erscheinen muss, wenn Nilsson diese Verzierungen, soweit sie auf nordischen Manufacten vorkommen, um deswillen mit semitischer Kunstübung in Verbindung bringen will, weil dergleichen Zeichnung bei den nach dem Norden handelnden Phöniziern beliebt gewesen sei. Die einfachen Linien und Striche, gerade wie krumme, scheinen vielmehr diejenigen, welche dem primitiven Menschen sich von selbst und zuerst aufdrängen, wie man an unsern Kindern beobachten kann, deren erste Zeichenversuche ebenfalls in blossen Strichen bestehen. Das Kensington-Museum weist eine lehrreiche Seite derartig verzierter indischer Gefässe auf.

Ein grosser Consum scheint an Rücken- und Fusssohlen-Kratzern in Indien zu sein, die mit rauhen Flächen aus Thon hergestellt werden. Selbst zu Sitzen für kleine Kinder wendet man letzteren an, in dem mitten aus dem von Töpferwaaren gefertigten Sitzkasten ein einem Spannnagel ähnlicher Thonzapfen hervorragt, welcher das Herabrutschen des Kindes verhindert. Sonderbar und gewiss das Staunen unserer Raucher erweckend sind die zusammengesetzten Chillums oder Hookahs, d. h. Pfeiffenköpfe, die aus mehreren Köpfen bestehen, aus welchen verschiedene Narcotica, als Ganja, Churrus, Mudduck, Taback etc. zu gleicher Zeit geraucht werden. — Eigenthümlich und mannigfaltig ist die Töpferwaare, welche Joomo, Sohn des Oosman, in Kurrachee verfertigt. Der Thon wird so viel wie möglich gereinigt, d. h. von Kies etc. befreit und angemessen mit einer kieseligen Substanz gemengt, die das Bersten und Springen des Thons beim Brennen hindert. Der also hergestellte Teig muss, bevor er verwendet wird, für eine

kurze Zeit eine Art von Gährung durchmachen. Dann wird eine angemessene Quantität mitten auf die waagrecht sich drehende Töpferscheibe gebracht. Dieselbe besteht je nach den Umständen des Manufacturisten aus Kalkstein oder Thon. Das Rad wird auf einem Zapfen gedreht mit einem Griff, der in ein Loch nahe am Rande eingreift. Sobald das Rad eine hinlängliche Schnelligkeit erlangt hat, formt der Arbeiter den Thon in das erforderliche Gefäß, welches von der Scheibe sodann fortgenommen und an der Sonne getrocknet wird. Vor dem Brennen wird die Farbe mit Wasser gemischt und in dem gewünschten Muster aufgetragen. Derartig werden z. B. hergestellt Pats, d. h. die Essschüsseln der ärmeren muhamedanischen Klassen, die Kingur genannten Wassergefäße, Kunnoos (Melkeimer), Mattees (namentlich von Cutchees in Sind gebrauchte Wasserflaschen), Dukhees (Gefäße für Milch, Salz etc.), Dangees (Schüsseln zum Backen), Kooprees (kleine Gefäße), Bubbooyees (Reiswasserflaschen), Jumnees (hauptsächlich gebraucht, um daraus den aus den Blättern und Blüten des Hanfs, *Cannabis sativa*, bereiteten Bhung zu trinken), schwarze Kundee-Mörser, um Medicinen zu mischen, schwarze Dhutthee- oder Ghee-Töpfe, deren sich namentlich die Schlächter bedienen, Tibbos oder Trinkbecher etc.

Merkwürdig sind die Steingefäße von Carwar, die streng genommen nicht unter die Töpferwaare gehören, indem sie auf der Drehbank aus einem weichen Stein oder harten Thon (verhärtetem Talk oder Talkschiefer) bald lichtgrau, bald dunkel angefertigt werden. Man schnitzt daraus Moscheen und ähnliche Kunstsachen, Becher und Gefäße, welche letzteren deshalb gepriesen zu werden pflegen, weil die Flüssigkeit nicht so leidet, wie in den kupfernen und nicht so sehr absorbirt wird, wie in den gewöhnlichen irdenen Gefäßen.

Class IX. Woollens and Carpets.

Diese Classe, welche füglich wohl sich an die Gewebe der V. Classe angeschlossen hätte, enthielt mancherlei Nationaltrachten und Nationalfabrikate (Decken, Teppiche) aus Schaaf- und Lammwolle, Kameel- und Ziegenhaar. Wir erwähnen die „Rampore Chudder“, eine Art Shawls aus „Pushin“, dem Haar einer nördlich von Cashmere lebenden Ziege gearbeitet, und merkwürdig wegen der Wärme, Weiche und Leichtigkeit des Gewebes. Ferner Putoos von nicht minder feinem Gewebe, von dem Unterhaar der Ziegen zu Cabul verfertigt. Unter gröberen Stoffen die Numds oder Numdas (Filze) aus Schafwolle von Kandahar, Herat, Peshur, Kashagar, Kabul, sowie die Dhablees (Decken) von Amedabad (Bombay), welche letzteren von den arbeitenden Klassen in den

Dörfern der westlichen Präsidentschaft verfertigt und getragen werden. Sie bestehen aus „Kumblies“ von einer dunkelgrauen Farbe und haben verschiedene dunklere Streifen an den Ecken zum Schmuck. Die gewöhnliche Mode sie zu tragen besteht darin, dass man die zwei Zipfel übereinander schlägt und den einen untersteckt und so einen Hut bildet, welcher über den Kopf gezogen wird, Schultern und Leib bei Tage bedeckt und Nachts so ausgerollt wird, dass die eine Hälfte als Matratze, die andere als Decke dient.

Class X. and XI. Educational Works, Inventions
and Discoveries.

Die beiden folgenden Classen, Werke zur Ausbildung und Erziehung, sowie neue Erfindungen und Entdeckungen, liefern selbstverständlich hauptsächlich europäische Arbeiten, denn was der Orient, der in einem längst festgesteckten Cirkel sich bewegt, an wirklich Neuem producirt, kann der Natur der Sache nach mit den ähnlichen Erzeugnissen irgend eines Landes von abendländischer Cultur nicht verglichen werden. Dennoch ist der wissenschaftliche Eifer der Indier kein geringer, sie wehren nicht mit dem bornirten Hochmuth der Chinesen die ganze fremde Literatur von sich ab, sondern eignen sich Manches von derselben in selbständigen Uebersetzungen oder Bearbeitungen an; andererseits ist es culturgeographisch interessant zu betrachten, was die Europäer dort leisten und namentlich was sie auf den geistigen Markt der Eingeborenen bringen. Es ist endlich nicht zu übersehen, wie reiche Hindu nicht selten grosse Summen für Stiftung von Erziehungsanstalten und Schulen auswerfen.

Ein wundersames Mischmasch bieten z. B. die Publicationen in der Benglee-Sprache, welche die Vernacular Literature Society in Calcutta publicirt. Wir finden durcheinander: Abhandlungen über Mechanik. — Paul und Virginie. — Berichte über Japan. — Robinson Crusoe. — Anekdoten aus dem Thierreich. — Europäische und asiatische Sprüchwörter. — Leben Alfreds des Grossen. — Elisabeth oder die nach Sibirien Verbannten. — Unter Hindu-Weiber. — Gegen die Heirath von Wittwen. — Bhattacharjee's Algebra. — Leben des Shivaji. — Die Geheimnisse von Calcutta. — Onkel Toms Hütte etc. etc.

Interessant sind die Arbeiten der Eingeborenen über Naturgeschichte und Erdkunde. So hatte Jugutbundhoo Tarkaba-geesh (Dacca) einen farbigen Plan des Weltalls nach Vorstellung der Hindu producirt. Hierneben eine brahminische Weltkarte, wie sie zu Bikaneer, Rajpootana gelehrt wird. Der Berg Meroo ist in der Mitte, mit concentrischen Kreisen von Land und Meer umgeben. Die Brahminen glauben, dass, da Meer an den Küsten ist, überhaupt im Weltall abwechselnde Kreise von Land und Meer vorhan-

den sein müssen. Colonel Brook, Agent des General-Gouverneurs, bemerkt (Catalog S. 164), dass diese Karte nur mit Schwierigkeit von den Brahminen erlangt wurde.

Mangrum, ein eingeborener Gelehrter und Künstler zu Patna, hatte eine Universal-Sonnenuhr in Messing mit Kasten ausgestellt. Ein Draht von Süden nach Norden, die Erdaxe vorstellend, ist an Stelle des Gnomon der gewöhnlichen Sonnenuhr. Der Schatten, welcher von diesem Draht auf die concave halbcylindrische Oberfläche geworfen wird, giebt die Zeit des Tages bis innerhalb fünf Minuten für einen Tag von 12 Stunden an. Ein graduirter Bogen im Norden ist der messingene Meridian, auf welchem die Sonnenuhr je nach der Breite des Orts aufgerichtet wird. Der Schatten, den der transverse Draht in die Ebene des Aequators wirft, bezeichnet die Declination der Sonne und damit den Monat des Jahres. Ein verticaler Messingstreifen im Süden bezeichnet die Zeit in einer hohen Breite, wo die Sonne um 3 auf und um 9 Uhr untergeht. Die Uhr ist für 12 Stunden graduirt nach europäischem System und gleichzeitig für 30 Gharis (= 12 Stunden) nach indischer Rechnung. Die Kosten sind 16 Rupees (32 Shilling). Diese Sonnenuhr heisst „Kapru kidhup Ghari“ (Ziegel-Sonnenuhr), wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Form eines Ziegels.

Ein anderer interessanter Zeitmesser ist die bis heutigen Tages noch bei den Hindus gebrauchte Pratod Yantra. „This is an Hour Rod, whose horizontal section is a regular octagon, and the breadth of whose base is to the breadth of its top as 3 to 2. The Rod is about 27 inches long, having near the top a groove on each of its sides to receive a stick attached to it, which is about 9 inches long. The length of the day varies from 26 to 33 dundas. The instrument is used thus: The length of the day being known, the little stick is made to pass through the groove marked with the length in dundas. The Rod is then made to stand perpendicular to the horizon, facing the sun, so that the shadow may fall on the side which marks the length of the day. Before noon the shadows show the hours past, and after noon the hours remaining to sunset.“

Ein ebenso seltsames wie wichtiges Document für die indische Chronologie sind die vergleichenden Kalender, die der Financial Commissioner von Oude herausgeben lässt. Der Takwim oder Jantri, welcher auslag, war ein Almanach für 102 Jahre, von 1764 bis 1865, in welchem jeder Tag mit seinem correspondirenden Datum in der christlichen, Bengalee, Fazlee, Wilayatee, Samvat und muhamedanischen (oder Hijrah) Aera, wie in Oude geläufig, fixirt ist. So ist z. B. Sonntag der 29. April 1815 der 18. des Monats Baisakh im Bengalee Jahr 1222, der 6. des Monats Baivakh im

Fazlee Jahr 1222, der 19. des Monats Chait im Wilayatee Jahr 1222, der 6. der dunkeln Hälfte des Baisakh im Samvat Jahr 1872 und der 18. der Monats J-amada'l awwal im Hijrah Jahr 1230. — Es bedarf keiner Hinweisung, wie schwierig es vor Gericht, für die Civilstandsregister, für die Geschichte u. s. w. ohne dergl. Hilfstabellen ist, das wirkliche Datum alter Urkunden zu ermitteln.

Class XII. Miscellaneous Articles.

Den Beschluss der Ausstellung machten verschiedene Gegenstände, welche in den ersten XI. Classen nicht unterzubringen waren, wohin namentlich Geflechte, Seilerfabrikate und Lederwaaren zählten, unter welchen letzteren die von Chanda (Nagpore Committee) sich namentlich eines guten Rufs erfreuen.

Auch aus Conchylien — wenn auch diese bei Weitem nicht die Rolle spielen wie unter der Urbevölkerung der Antillen und noch jetzt bei den Südsee-Insulanern, wo man, wie bei uns von einer Steinzeit, von einer Muschelzeit sprechen kann — verfertigen die indischen Völkerschaften verschiedene, meist dem Schmuck, weniger dem eigentlichen praktischen Hausgeräth angehörige Gegenstände. So befinden sich im Kensington Museum geschmackvolle Armbänder aus „Sankh“, den Windungen einer Meerschnecke (*Pyruca?*) geschnitten. Halsbänder aus demselben Material u. s. f. Ebenso originell wie gefällig ist daselbst (Tayler's Collection Nr. 632) ein Halsgeschmeide aus dem vollständigen Skelett einer Schlange (*Cobra?*) gebildet.

Das britische Museum, um auch dessen am Schluss zu gedenken, besitzt in seiner verhältnissmässig nicht sehr grossen ethnographischen Abtheilung nur wenige Gegenstände von Indien und Birma. Sie sind in dem sogenannten Ethnographical Room hauptsächlich in den Schränken 6 bis 9 enthalten: auf dem Brett 1 der Schränke 6 und 7: Figuren in Marmor und Bronze, hauptsächlich von der budhistischen Gottheit Gaudma aus Birma. Auf Brett 2: Terracottenköpfe von Peshawur. Brett 3: Waffen und beschriebene Bronzeplatten (Grundstücksbesitztitel). In Schrank 8 und 9 auf Brett 1: hölzerne Hindufiguren. Auf Brett 2: Götterfiguren in Alabaster. Brett 3: Varia, namentlich alte Terracottengefässe in Steingravern (cairns) in den Neilgherry Hills gefunden. Ueber den Schränken sind Hindugottheiten in Bronzegruppen.

Gegen diese Aermlichkeit macht das East India Museum in der India Office einen überraschenden Eindruck, indem es ausser den Naturproducten Indiens eine ebenso werthvolle wie culturgeographisch reichhaltige und bedeutende Sammlung von Kunstproducten, Geräthen, Kleidern, Stoffen, Waffen, musikalischen Instrumenten, Modellen, Götzenbildern und anderen Cultusgegenständen enthält.

Im Vergleich zu den ungeheuren Massen von Kunst- und Rohproducten, die der in seiner Art einzige Crystallpalast zu Sydenham birgt, ist das, was er aus Indien bringt, nicht sehr bemerkenswerth. Es fällt auf, dass neben dem Egyptian Court, Alhambra Court, Byzantine Court etc. daselbst nicht auch dem culturgeschichtlich gewiss nicht minder wichtigen Indien kein besonderer Hof gewidmet ist.

Nachdem wir bereits vielfach im Einzelnen auf die indischen Schätze des noch im vollen Ausbau begriffenen, bereits aber ungemein reich ausgestatteten neuen South-Kensington-Museum hingewiesen, erübrigt nur noch im Allgemeinen auf die ausserordentliche Pracht, Schönheit und culturgeographische Reichhaltigkeit der dortigen indischen Abtheilung in den „Oriental Courts“ aufmerksam zu machen. Die grosse Weltausstellung in London von 1851 hat auch hier den Grund gelegt; beispielsweise stammen von ihr die herrlichen Gewebe von Kaschmir u. s. w., welche damals das Entzücken der Kenner erregten. Lady Boker, Mr. William Tayler, Messrs. Hunt & Roskell und Andere haben mit grosser Liberalität wahre Schätze von indischem Porzellan, Bronze, Email, Jade, Elfenbein- und Ebenholzschnitzereien, Lackwaare, Waffen etc. ausgestellt. Das „Architectural Museum“ hat eben dort sehr sehenswerthe Stücke von indischer Steinmetzarbeit aus dem Beginn des zwölften Jahrhunderts deponirt, welche Sir Bartle Frese aus den Ruinen der Stadt Saitron in Rajpootana gesammelt hat. Daneben befindet sich eine grosse lehrreiche Sammlung von Photographien indischer Architektur von Mr. James Fergusson, um auch diesem Zweig der Kunst gerecht zu werden, dessen Darstellung in wirklichen Gegenständen bei der Grösse und Schwere der letzteren natürlich an sehr enge Grenzen gebunden ist.

Endlich gedenken wir einer beachtenswerthen culturgeographischen Sammlung, welche für Indien manches Wichtige enthält und weniger bekannt und besucht ist als sie verdient. Wir meinen die werthvolle ethnographische Sammlung, welche der verstorbene Henry Christy, der Maecenas der Alterthumsforscher, dem britischen Museum vermacht hat und in einem provisorischen Gebäude nahe der Westminster-Abtei, Victoria-Strasse 103, aufgestellt ist. Neben modernen, zum Theil von Dr. Hooker gesammelten indischen Geräthschaften, Waffen (unter welchen die erwähnten Kutars und Sikh-Rüstungen ebenfalls vertreten sind) u. s. f., enthält dieselbe eine in ihrer Art einzige Sammlung von Geräthen und Waffen der Steinzeit Indiens. Der Raum, welcher uns zugemessen, so gut wie die eine ganz specielle Darstellung und Würdigung erfordernde Bedeutung dieser für die Culturgeschichte höchst wichtigen Sachen, gestatten uns nur in der Kürze noch zu bemerken, dass dieselbe u. A. Pfeil-, Speer-, Lanzen-, Dolch- und Messerpitzen aus Kiesel,

Hornstein und Achat, sowie die aus den verschiedensten Theilen der Welt bekannten Abspisse und Splitter von Kiesel und Hornstein aufweist, über deren Hervorbringung ob durch Natur oder ob durch Menschenhand noch immer Streit geführt wird. Ebenso steinerne Celte, beilförmige Werkzeuge aus dem Rohilla Lande u. s. f.

Bekanntlich hat man aus doctrinären (intuitiven) Gründen die Möglichkeit einer Steinzeit für die ältesten Culturländer, als Aegypten, China, Japan, Indien und Phönicien, mit Aufgebot einer nicht zu unterschätzenden Gelehrsamkeit geleugnet und leugnet sie in dieser Weise zum Theil noch jetzt. Seitdem man aber den einschlagenden Gegenständen in jenen Ländern mehr Aufmerksamkeit schenkt, als dies durchgängig bisher geschehen, kommen Funde auf Funde zum Vorschein, welche das Vorhandensein eines Steinalters auch in jenen ältesten Culturländern immer klarer stellen. Bereits kennen wir beispielsweise geschliffene Steinwerkzeuge von China, Japan, Indien, Arabien und Phönicien, gedengelte von Japan, Indien und Phönicien u. s. f.

Eine der merkwürdigsten Entdeckungen und allen aprioristischen Theorien einen bedenklichen Hemmschuh anlegend, ist jedoch die Entdeckung, dass die dem Diluvium angehörigen Süßwasser-Ablagerungen an Thon und Kies in Indien Steinsachen (sogen. Palaeolithica) enthalten, welche nicht bloß ihrer Lagerung, sondern ihrem culturgeographischen Typus nach an die Seite derjenigen zu setzen sind, auf welche man zuerst durch Boucher de Perthès in den Ablagerungen der Somme bei Amiens, St. Acheul und Abbeville aufmerksam gemacht wurde und welche jetzt aus England, Spanien, Portugal, Belgien, Deutschland und wie es scheint aus Syrien, ja selbst vom Caplande bekannt sind.

Steinsachen von Tripaty in der Präsidentschaft Madras, welche J. W. Brecks 1866 gesammelt und die ich mit paläolithischen Fundstücken Europa's verglichen, ergaben mir in der That den nämlichen Typus der Behandlung und Ausführung. Dass dieselben aus derselben Zeit, Jahrhundert oder Jahrtausend, stammen, dass sie von demselben Volk herrühren, ist hiermit nicht gesagt, wohl aber bestätigt sich auch hier wieder ein grosses culturgeographisches und völkerpsychologisches Gesetz. Indien, jetzt mit seiner hohen, bis ins kleinste originell durchgebildeten Cultur, gleich China scheinbar isolirt dastehend, geht in seinen Uranfängen gleichwohl in denselben allgemeinen, einheitlichen, primitiven Typus auf, welcher allen uns bisher bekannt gewordenen Völkerfamilien eigen ist und auf eine gemeinsame intellectuelle Ausgangsquelle (causa efficiens) zurückweist.
